

Unter dem Baum

Rea Garvey feiert in der Jahrhunderthalle

FRANKFURT „Wir wollten eine kleine Weihnachtsfeier machen. Jetzt wurde sie ein bisschen größer“, begrüßt Sänger Rea Garvey sein Publikum in der Jahrhunderthalle. Als charmanter Gastgeber führt der gebürtige Ire unter dem Motto „Christmas Calling“ an vier Abenden hintereinander durch ein besinnliches wie rockiges Konzert. Dabei gibt er sich sehr privat und lässt die Fans nah an sich heran.

Bunte Weihnachtspullis, mit Weihnachtsschmuck verzierte Haarreifen oder gleich die ganze Lichterkette umgebunden – überall im Publikum glitzert und funkelt es. Die Menge hat sich in kitschige Weihnachtsklamotten geworfen, die dem Popstar positiv auffallen – besonders angetan ist er von drei in weiß gekleideten Engeln, die mit glitzerndem Zauberstab auf sich aufmerksam machen.

Sollte Garveys Gesangskarriere mal ins Stocken geraten, hätte er das Potential, als Comedian umzuschulen. Seine Band „Elfs“ und er haben gemeinsam ein Lied geschrieben, das die Weihnachtssongindustrie auf die Schippe nimmt. Alles, was es dazu braucht, sind Schlittenglockchen, ein Engelschor und ein besinnlicher Text. „Die beschwipsten Momente meines Lebens habe ich einfach in eine Strophe geschrieben. Das war schwierig – es waren mehrere“, so der Ire.

„Let’s kill a Turkey“ (Lass uns einen Truthahn töten) lautet das Lied. Darin besingt Rea Garvey, wie er von der Treppe fällt, sich das Bein bricht und zwei Rippen anknackst. Blut tropft von seiner Stirn, seine Frau hat ihn verlassen, die Kinder sind aus dem Haus, und er wird hier allein unter dem Weihnachtsbaum sterben – aber hey, „es ist Weihnachten“ – also alles halb so schlimm.

Spätestens beim Refrain „Let’s kill a turkey, drink too much wine“ tobt der Saal, das Publikum schunkelt mit. Um den steigenden Alkoholpegel während der Festtage zu skizzieren, wirft der Popsänger plötzlich die Zeilen durcheinander und singt: „Drink too much turkey, let’s kill that wine“ (lass uns den Truthahn trinken und den Wein killen). Als er schließlich seinen Musikkollegen Michael Patrick Kelly an die Seite holt, rastet das Publikum aus. Es scheint, als seien Kelly-Fanklubts angeereist, um seine Hits wie „Best Bad Friend“ und „Beautiful Madness“ zu hören. Oder „Silent Night“, zusammen mit Garvey präsentiert.

Als Garvey der Band die Bühne überlässt, ist Weihnachten ein Moment vorbei: Es erklingen „Paranoid“ von Black Sabbath und Drafi Deutscher „Mamor, Stein und Eisen bricht“. Noch als Garvey zurückkommt: mit „YMCA“, in Lack und Leder und unterstützt von der Schweizer Sängerin Stefanie Heinzmann. Den Liebesong „Somethin’ Stupid“ geben sie so harmonisch zum Besten, dass sie ihre geschwisterliche Liebe zueinander umso öfter betonen.

Immer wieder kommt Garvey auf seine irischen Wurzeln zurück und spielt dabei auch mit Klischees, tanzt irischen Steptanz oder erzählt vom garveyschen Weihnachtsgelage. Sie seien mindestens 30 Personen, schließlich habe er sieben Schwestern, die alle auch wiederum eine eigene Familie gegründet hätten. Kämen alle zusammen, schauten sie zu tief ins Glas – Iren eben.

Für ihn sei es ein Schock gewesen, als er das erste Mal Weihnachten mit seiner deutschen Frau Josephine bei ihren Eltern feiern sollte, erzählt der Ire. Sie sei Einzelkind – also stellte er sich das Weihnachten in ihrem Kreis der Familie sehr ruhig vor – im Gegensatz zu den Festen seiner Familie. Als sie ihre Familie überraschen wollten, sei die allerdings schon verplant gewesen – wodurch nur noch Josephine und er übrig gewesen seien. „Wir sagten uns, wir machen uns beste Weihnachten. Also haben wir einen Nachbarn von seiner Tanne befreit und den Baumschmuck selbst gebastelt“, erinnert er sich. Freunde seien noch mit einem Kasten Bier vorbeigekommen, und er habe gemerkt – die Liebe stehe in dieser Zeit im Mittelpunkt.

Mit viel Humor und Augenzwinkern führt Garvey durch die Show und schafft es doch immer wieder, in ruhigen Momenten einen ersten Ton anzuschlagen. So erzählt er von seinem Vater, der für seine Familie seinen Traum opferte, Musiker zu werden. „Er hat den Weg frei gemacht für mich, Sänger zu werden“, sagt Garvey und stimmt für seinen Vater „White Christmas“ an. An Weihnachten solle man der Welt freundlicher begegnen, sagt Garvey und ruft dazu auf, versöhnlich miteinander zu sein. **DOREEN DORMEHL**



Schauen, Bauen, Lauschen: Für Gruppen und Einzelbesucher ist der „Lichtspielplatz“ samt Kino bis Mai im Deutschen Filminstitut und Filmmuseum geöffnet. Foto Sophie Schüller

Magisch angezogen vom Bild

FRANKFURT So geht Filmbildung mit richtig viel Spaß: Das Deutsche Filminstitut und Filmmuseum erfindet einen wundervollen „Lichtspielplatz“ für Kinder – und zeigt damit, was in Jahren der Medienpädagogik erarbeitet wurde.

Von Eva-Maria Magel

In die winzigen, schon bunt bekleckten Schürzen passen die Erwachsenen leider nicht. Aber die Versuchung ist groß, dann halt ohne Schutz für die Kleidung selber Hand anzulegen. Da sind verlockende Becher und Petrischalen mit roter, tieflauer, leuchtend violetter Flüssigkeit, gefärbtes Wasser, ganz und gar unbedenklich. Und ein bisschen Öl. Das zaubert wunderbare Bilder, bewegte Bilder sogar, bunt wie Christbaumkugeln. Mehr als den guten alten Overheadprojektor braucht es für dieses Lichtspiel nicht. Die Plätze rings um die Apparate sind heiß begehrt.

Wer keinen bekommt, hat allerdings mehr als genug Auswahl, um sich in dem großen Saal zu beschäftigen. Ein halbes Dutzend großzügige Stationen laden Kinder von etwa drei bis acht Jahren ein, sich spielend und experimentierend mit dem bewegten Bild, mit Film, mit dem Zusammenspiel von Farbe, Form, Licht, Schatten und Bewegung zu befassen. Inspiriert von den Kurzfilmen, die zuvor in dem kleinen Kino im Herzen der Fläche gezeigt werden – und am Ende wieder. Die Erkenntnisgewinne sind verblüffend, bei den Kindern, aber eben auch bei den Älteren, die sich darauf einlassen.

Es ist das erste Mal, dass das Deutsche Filminstitut und Filmmuseum (DFF) sein ganzes drittes Obergeschoss in eine Ausstellung für die Jüngsten, in einen buchstäblichen „Lichtspielplatz“, so der Titel, verwandelt. Der „Lichtspielplatz“ läuft lange, bis Mai, und das aus einem sehr guten Grund: so lang, dass wirklich für alle interessierten Kindergärten, Horter und Grundschulklassen der Region ein Termin möglich sein müsste und für Eltern und Kinder auch.

Das wird auch deshalb selbst bei mehrfachen Besuchen nicht langweilig, weil sowohl der Spielplatz selber als auch das etwa viertelstündige Filmprogramm mit durchaus auch experimentellen Werken aus allen Epochen der Filmkunst sich im Lauf der Ausstellung alle vier Wochen ändern werden. Wo jetzt etwa im Saal ein Faden-Fingerspiel passend zu „Fadenspiele 2“ (2003) von Ute Auran und Detel Auran im Kino einlädt, könnte bald also etwas anderes entstehen, wiederum passend zum Filmprogramm.

Es gibt Kitas aus Frankfurter Stadtteilen, vor allem die „Grüne Soße“ in Sachsenhausen, die seit Jahren mit dem DFF kooperieren. Deren Kinder entern vollkommen lä-

sig und selbstverständlich das kleine Kino mit den bequemen Sitzsäcken, um den Film „der Ute“ noch einmal zu sehen. Und sie können mit ihren fünf, sechs Jahren erklären, warum sie etwa den taiwanesischen Film aus dem Palastmuseum am Ende noch einmal sehen möchten: Wegen der tollen Musik und der Art, wie darin offengelegt wird, was die Trickfilmer getan haben, um aus den Motiven der historischen Bildrolle einen Zeichentrickfilm zu gestalten.

So ist der „Lichtspielplatz“ auch die Ausstellung gewordene Konsequenz aus beinahe zehn Jahren filmpädagogischer Arbeit mit Kindern von drei Jahren an, in dem das DFF, vor allem unter Führung von Christine Kopf, der Leiterin der Abteilung Filmbildung und Mitleiterin der Strategischen

Entwicklung, sich einen Namen gemacht hat. Seit 2015 ist das Konzept der „Minifilmclubs“ für Kitas erarbeitet worden, das mittlerweile an zahlreichen Standorten in Deutschland Kitas und Kinos verbindet. Modellhaft ist das mit der „Grünen Soße“ erprobt worden, die nun auch zu den Testnutzern des „Lichtspielplatzes“ gehört hat.

Die Spielstationen beruhen auf Erfahrungen des niederländischen Kollektivs Taartrovers mit Kinderfilmprogrammen und Mitmachangeboten. Das ist an der Konstruktion und dem herausragenden Design der Ausstellung zu sehen. Dass etwa eine Garderobe gedacht ist für Kindergartentasche, Schuhe, Frühstück, wo man sich bequem bereit machen kann, um strumpfsockig in den Ausstellungssaal zu

gehen, ist das eine. Dass die Taartrovers sich auf die Prinzipien des Bauhaus-Designs für Kinder besonnen haben, das andere: Klare, geometrische Formen, eine ebensolche Typographie, gute Materialien und der Verzicht auf die bonbonbunten Farben, die heute beinahe die gesamte Kinderwelt prägen, machen die Installation nicht nur für Erwachsenenaugen zu einem Schmuckstück. Dass die Kindergruppen, auch jene, die noch nicht so versiert sind wie die Minifilmclub-Partner, sich von den Stationen wie magisch angezogen fühlen, straft alle Lügen, die Knallpink, Neonfarben und plump gestalteten Kunststoff für kindgerecht halten.

Die „Tortenräuber“, wie Taartrovers übersetzt heißt, arbeiten erstmals für eine Ausstellung mit dem DFF zusammen, aber die Verbindung zu Frankfurt besteht schon seit fünf Jahren – über das europäische Kooperationsprojekt „Cinemini Europe“, das Konzepte ästhetischer Filmbildung für drei bis sechs Jahre alte Kinder erprobt. Dieses vom DFF initiierte Projekt ist wiederum aus dem „Minifilmclub“ hervorgegangen, den das DFF seit 2019 auch jenseits der KITA-Projekte in seinem Haus anbietet, und dessen Erfahrungen mit abstrakten und experimentellen Kurzfilmen aller Epochen mittlerweile viele Kinderangebote weit über das DFF hinaus prägt. Seit 2021 können Eltern und Kinder, aber auch Pädagogen mit Klassen und Gruppen digital und kostenlos auf der Plattform filmspielplatz.de Filme, Workshops, interaktive Programme erkunden. Für alle diese Programme und deren Fortführung müssen regelmäßig neue Fördermittel und Kooperationen eingeworben werden, nichts davon ist auf Dauer garantiert. Man darf sich im „Lichtspielplatz“ inmitten dieses kreativen Lernprozesses der Medienkompetenz durchaus einmal fragen, warum. Soeben hat das DFF den Berg-Brandt-Preis des Kuratoriums Kulturelles Frankfurt für seine kulturelle Bildung bekommen.

LICHTSPIELPLATZ

DFF, Frankfurt, Schaumainkai 41, bis 12. Mai, vormittags bis 14 Uhr buchbar für Kitas und Schulgruppen, ohne Voranmeldung geöffnet für Familien Dienstag bis Freitag 14 bis 18 Uhr, Samstag und Sonntag 11 bis 18 Uhr, während der Schulferien Dienstag bis Sonntag 11 bis 18 Uhr.



Fasziniert Kinder: „Danse serpentine“ (Lumière, 1897)

Foto DFF Frankfurt

Auf schwankendem Grund

FRANKFURT Liederabend der Oper: André Schuen singt Werke von Schubert und Mahler

Mutig eröffnete André Schuen seinen Liederabend in der Oper Frankfurt mit Gustav Mahlers „Liedern eines fahrenden Gesellen“ und vermittelte sofort, ohne dass ein Moment des atmosphärischen Einschwingens nötig gewesen wäre, die seelische Grenzsituation, in der sich der Protagonist der vier Lieder befindet. Der „traurige Tag“, der angesichts der Hochzeit der Geliebten mit einem anderen Mann in ein inneres Pianissimo verfallt, das herb, aber baritonale hochkultiviert einschneidende „glühend“ Messer in meiner Brust“, die frei schwebende Höhe, mit der er der finalen Weltabschiedsstimmung eindringliche Gestalt gab: Immer stellte der 1984 in Südtirol geborene Sän-

ger seine exzellente Vokaltechnik in den Dienst von Inhalt und Ausdruck.

Zusammen mit dem Pianisten Daniel Heide legt Schuen, der seine Gesangskarriere an der Oper Graz begonnen hatte, einen Schwerpunkt seines Liedrepertoires auf Zyklen, zu denen für ihn Franz Schuberts „Schöne Müllerin“ ebenso gehört wie dessen „Schwanengesang“ und die „Winterreise“. Die Auswahl von Einzelliedern Schuberts, die er nun in der Liederabend-Reihe der Oper Frankfurt auf Mahlers „Gesellen“-Stücke folgen ließ, fiel dramaturgisch kaum weniger geschlossen aus und verband zudem die beiden um zwei Generationen getrennten Komponisten mit feinen Querbezügen.

Ein entrücktes Leuchten prägte auch Schuberts „Abendstern“, die urromantische Wanderbewegung auch dessen „Mosensohn“, ohne dass Schuen dieses oft gehörte Lied in seiner Rastlosigkeit überinterpretierte. Vielfach deutete er mehr an als aus, darin völlig im Einklang mit seinem so feinsinnig wie farbsinnlich begleitenden Klavierpartner Daniel Heide. In höchster Intensität gelang es den beiden, die auf schwankendem Grund ruhende Liedszene von „Des Fischers Liebesglück“ auszumalen.

Die Gegenüberstellung des frühen Romantikers Schubert mit dem späten Romantiker Mahler prägte auch den zweiten, nun auch durch die vertonten Gedichte

bezugsreichen Programmteil. Ausschließlich von Friedrich Rückert stammten sie nämlich. Schuberts „Du bist die Ruh“, von Schuen am Ende zwar ekstatisch, aber eben nicht opernhaft gesteigert, wirkte ähnlich ergreifend wie die Gestaltung der fünf „Rückert-Lieder“ Gustav Mahlers. Auch wenn Schuen vor allem die hellen Vokale nicht immer präzise artikulierte, bekräftigte hier noch einmal die sonore Tiefe seines warmen, tragenden Baritons, seine völlig fließenden Registerwechsel und die natürliche Artikulation seines Ausnahmestimm als Liedsänger. Die beiden Zugaben stammten von Mahler („Urlicht“) sowie von Richard Strauss („Morgen!“). **AXEL ZIBULSKI**



Zeusch

Von Katharina Deschka

Selbst für den routinierten Bibliotheksnutzer ist es eine Überraschung. In der Bücherei kann man nicht nur Bücher ausleihen. Oder Filme, Hörbücher, Zeitschriften und Spiele. Sondern noch viel mehr. Und noch dazu überaus Nützliches. „Zeusch für Eusch“ heißt das Angebot der Stadtbücherei Frankfurt. Und tatsächlich, in der „Bibliothek der Dinge“ gibt es alles Mögliche, was man gebrauchen kann. Küchengeräte, Werkzeug, Technik, Outdoor-Artikel und Musikinstrumente.

Zu Weihnachten kommt der Service wie gerufen. Scrollt man sich durch das Online-Angebot der Gegenstände, finden sich so interessante Dinge wie Feldbetten. So könnte man den einen oder anderen Besucher über die Feiertage unterbringen: durchaus angemessen, aber auch nicht zu komfortabel. Mit Keyboard und E-Gitarre ließe sich mal rockigere Musik unter den Baum bringen. Wer es klassischer mag: Violinen und Bratschen sind auch zu haben.

Die Sofortbildkamera ist leider gerade ausgeliehen. Genau wie der Entsafter, die Eismaschine und die Spielkonsole. Und auch das Blutdruckmessgerät – das für die Feiertage mit der Familie ein unerlässliches Hilfsmittel wäre. Um die Nerven zu beruhigen, könnte jedoch die tibetanische Klangschale helfen. Dazu die Schlittschuhe in Größe 40, mit denen ein paar Runden auf dem Eis die Lebensgeister wecken.

Und dann springt ein Titel ins Auge, der sich nahezu für jeden als Geschenk zu Weihnachten anbietet: Kommunikationsexperte Attila Albert stellt die verschiedenen Typen von Nervensägen vor und zeigt, wie man mit ihnen umgeht, verspricht die Inhaltsangabe. So landet man am Ende doch wieder bei einem Buch. Sogar in der „Bibliothek der Dinge“.

Blick ins Archiv

Polaroids von Lea Kulens bei Saasfee

FRANKFURT Es dürften Tausende von Bildern sein. Skizzen, schnell hingeworfene Notizen nur, ist man versucht zu sagen, bezeichnet doch Lea Kulens ihre seit vier Jahren unentwegt wachsende Sammlung von Polaroids selbst als ihr fotografisches Archiv. Und ist doch, so zeigt die Schau im Satellit genannten Ableger des Saasfee Pavillons im Tiefgarten, offensichtlich mehr als das. Weniger, weil eigene Ästhetik, der spontane Gestus und die nicht eben ausgefeilte Technik des Sofortbilds nicht trotz, sondern aufgrund der dem Medium eigenen Unzulänglichkeiten längst Eingang in die Fotokunst der Gegenwart gefunden haben.

Oder weil die Entscheidung der 1997 in Hanau geborenen Künstlerin, eine Auswahl der Aufnahmen öffentlich zu zeigen, dem Charakter eines Skizzenbuchs leise, aber entschieden widerspricht. Wenn Kulens in der launig „don't put in mouth“ überschriebenen Präsentation unterschiedliche Genres und Kontexte zusammenführt – Schnappschüsse etwa, Interieurs und Landschaften, Porträts und stillebenartige Kompositionen –, erinnert ihr Vorgehen vage an das noch mit der analogen Kleinbildkamera entwickelte Frühwerk Wolfgang Tillmans'. Scheint doch die Grenze zwischen dem Genres, zwischen öffentlich und privat auch, weitgehend aufgehoben.

Indem Kulens, die bei Martin Liebischer an der Offenbacher Hochschule für Gestaltung studiert, gezielt Leerstellen setzt und eigentlich missglückte, als monochrome „white“ und „black paintings“ oder als malerische Abstraktionen lesbare Polaroids installativ miteinbezieht, öffnet sie darüber hinaus den Bildraum für die Fantasien des Betrachters. Mehr noch, assoziativ zu Paaren und zu Gruppen arrangiert, könnte die allenfalls in Fragmenten offenliegende Geschichte stets eine andere sein. Derweil sind schon bei der Eröffnung ein paar Dutzend neue Fotos dazugekommen. Und siehe da, gleich sieht die Welt wieder anders aus. **CHRISTOPH SCHÜTTE**

DON'T PUT IN MOUTH

Satellit im Tiefgarten am Saasfee Pavillon, Frankfurt, Bleichstraße 66 HH, bis 14. Januar. Geschlossen 22. Dezember bis 5. Januar.